

Schlusswort

Ulrich Janßen, dju-Vorsitzender

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich möchte mit einem Wort des heute schon zitierten Tübinger Journalismus-Professors Pörksen anfangen. Der hat uns als gewissermaßen typisch für große Teile der Journalismus-Branche vor ein paar Tagen in einem Radio-Interview eine gewisse „Lust an der Apokalypse“ bescheinigt. Und er hat sinngemäß hinzugefügt, dass wir uns auch nicht zu wundern brauchen, dass alles schwieriger wird, wenn wir selbst nicht müde werden, nicht nur von der Krise zu reden, sondern das Modewort vom Zeitungssterben in den Mund zu nehmen. Und wir haben heute sogar ein Beispiel gehört, wo der nahtlose Übergang vom Journalismus in den Beruf der Trauerrednerin angesprochen wurde. Und ich habe überlegt, ob ich mir den Kalauer erlaube, zu fragen, ob nach „Kot & Köter“ dann vielleicht „Tod und Töter“ das nächste Projekt ist. Und ich bitte um Eure Nachsicht, dass ich mir das nicht verkniffen habe.

Was bleibt also hängen vom heutigen Tag? Für mich bleibt vom Journalistentag in erster Linie hängen, dass es darum geht, Neues zu wagen. Neues auszuprobieren, neue Wege zu gehen. Vielleicht auch mal den einen oder anderen Fehler zuzubilligen, wenn die Verlage Neues ausprobieren. Ich glaube, dass sich nur so erweisen kann, inwieweit diese Projekte, für die wir heute Beispiele vorgestellt haben, erfolgreich sein können – angefangen von Crowdfunding zur Finanzierung von Einzelprojekten freier Journalisten bis zu dem, wie ich finde, sehr beeindruckendem Beispiel, das François Bonnet vorgestellt hat: Eine investigative, journalistische Leistung, die sich auch wirtschaftlich ertragreich am französischen Medienmarkt behauptet. Und was dabei für mich gar nicht so sehr erkennbar war: Ist das Projekt eigentlich deshalb erfolgreich, weil es sich um ein Online-Projekt handelt? Weil es im Internet stattfindet mit den breiteren Möglichkeiten der Darstellungsform gegenüber Print? Oder ist dieses Projekt deswegen so erfolgreich, wirtschaftlich und journalistisch, weil die einfach verdammt gute Arbeit machen? Weil das qualitativ hochwertiger investigativer Journalismus ist, an dem es offenbar in der französischen Medienbranche zum Teil mangelt, wo in eine Lücke gestoßen wird, wo die Kolleginnen und Kollegen sagen, da gibt es einen Markt, eine Marktlücke, in die wir stoßen. Ich hatte ein bisschen den Eindruck, dass die Frage nach der journalistischen Qualität überhaupt bei dem Projekt eine größere Rolle spielt, als die Frage, auf welchem Verbreitungskanal wird es letzten Endes an die Frau und an den Mann gebracht.

Was mir in der Schlussrunde aufgefallen ist: Am Anfang waren die Diskutierenden auf dem Podium alle total stark. Und je mehr es um die Frage der Personalkosten ging, desto mehr drehten sie das Motto unseres Journalistentages um und machten daraus: „Immer noch nicht genug gejammert“. Ich glaube, das ist schon bei vielen

Führungsleuten in den Zeitungsverlagen so ein Stereotyp ist, wenn es um die Frage geht: Was darf journalistische Qualität kosten?

„Das müssen wir ausprobieren.“ „Wir müssen näher an den Leser.“ „Wir müssen diese Projekte stärken“ – etwa die taz mit ihrer wunderbaren Wochenendausgabe: Davon war überhaupt nicht mehr die Rede, sondern auf einmal ging es wieder nur um diese geradezu stereotype Aussage, dass unsere Arbeit zu teuer sei.

Und damit möchte ich noch einen Gedanken, aufgreifen, den wir heute früh in zwei Beiträgen gehört haben. Das war erstens die Eröffnungsbegrüßung durch unseren Kollegen Frank Werneke und anschließend der Vortrag von Thomas Meyer-Fries.

Thomas, ich fand bemerkenswert den Gedanken, den du eingebracht hast: Dass man keine Gewissheit darüber hat, wohin sich die Medienunternehmen entwickeln werden, wo sie in 10, 15 Jahren stehen werden. Aber du hast auch sehr deutlich gesagt: Wenn man sie jetzt beschädigt, dann wird es sie in 10 oder 15 Jahren nicht mehr geben. Und das ist der Punkt, den auch Frank Werneke angesprochen hat. Der hat nämlich auf die Gefahren hingewiesen in der derzeitigen Tarifpolitik der Zeitungsverleger. Und zwar gegenüber Festangestellten wie auch gegenüber freien Kolleginnen und Kollegen. Sie beschädigen im Augenblick die Qualität ihrer Marken und gefährden damit die Zukunft ihrer eigenen Branche. Das, finde ich, muss man auch in der Tarifpolitik immer wieder herausarbeiten. Hier besteht eine Gefahr, die wir im wohlverstandenen Eigeninteresse sehen, die aber in diesem Punkt auch ein gemeinsames Interesse in der Medienbranche ist. Wir dürfen nicht nachlassen mit unseren Forderungen nach Erhalt der Qualität, mit unseren Hinweisen auf die enorme Verdichtung der Arbeit bei Festen und Freien, die wir in den Redaktionen in den letzten Jahren hingenommen und bewältigt haben. Dass nur mit dieser Kraft von Journalistinnen und Journalisten in den Redaktionen das überhaupt zu bewältigen ist, was sich heute auch als roter Faden durch diesen Journalistentag gezogen hat – nämlich dieser Transformationsprozess, in dem sich – kein vernünftiger Mensch wird das bestreiten - in dem sich unsere Branche befindet.

Und wenn man die Menschen, die gebraucht werden für die Bewältigung dieses Transformationsprozesses, die Kolleginnen und Kollegen in den Redaktionen, die freien Kolleginnen und Kollegen ohne deren Leistung beispielsweise im öffentlich-rechtlichen Rundfunk gar nichts funktionieren würde, wenn man die nicht besser stellt, als man das zu tun bereit ist, dann verstärkt man die Risiken, die zweifellos in diesem Prozess stecken.

Der Bedarf an der Dienstleistung Journalismus als öffentlicher Dienst, als Dienst an der Gesellschaft, dieser Bedarf ist ja in keiner Weise geringer als er vor 10, 20 oder 30 Jahren war. Journalistinnen und Journalisten liefern nach wie vor und ordnen und sortieren das, was an Informationen, an Daten vorhanden ist, damit die Menschen

durchschauen können, welche Kräfte da wirken, die oft auf den ersten Blick nicht sichtbar sind. Und manchmal ergeben sich auch, nur weil es Journalisten gibt, völlig neue Diskussionen zu Themen.

Ich hab gestern von einer ehemaligen Kollegin zum Beispiel eine Frage bei Facebook gelesen. Auf diese Frage wäre kein Mensch jemals gekommen, wenn es nicht Journalisten gäbe. Die Kollegin hat angesichts der Veröffentlichungen der letzten Tage die Frage aufgeworfen, über sich selbst staunend: Warum ist mir eigentlich der Papst plötzlich viel näher als die SPD? So eine Fragestellung wäre ohne Journalismus, ohne dass es Menschen gibt, die sich auseinandersetzen mit dem, was der Papst in seiner PR-Notiz unlängst geäußert hat, ohne Kolleginnen und Kollegen, die sich analytisch an das Ergebnis der Koalitionsverhandlungen ran begeben, solche Fragestellungen würden gar nicht auftauchen ohne unsere Dienstleistungen.

Ich nehme mit, dass wir heute einen Journalistentag hatten, der sich inhaltlich sehr von dem unterschied, was sonst bei solchen Journalistenkongressen läuft. Wo man einen oder zwei Stars dabei hat und dann sagt: Wir reden mal darüber, wie wir darüber reden, wie darüber zu reden ist, wie wir am besten darüber reden. Ich fand das heute – gerade durch die Einzelbeispiele und durch die Nähe der Referentinnen und Referenten zu ihrer Arbeit – sehr viel lehrreicher als manches andere, was ich da so in der Branche mitbekommen und gelesen habe. Das nehme ich mit, als erfreuliches Ergebnis dieses Journalistentags.

Ich möchte noch ein herzliches Dankeschön an diejenigen richten, die hauptamtlich, aber auch unterstützt von vielen ehrenamtlichen Kräften, dafür gesorgt haben, dass dieser Tag so zustande kommen konnte. Conny, dich darf ich beispielhaft auch namentlich ansprechen. Ich würde aber auch gerne sagen, dass du das natürlich nicht alleine schaffen konntest und dass einige Kolleginnen und Kollegen nicht nur heute, sondern auch in der Vorbereitung ziemlich viel investiert haben an Kraft und Lust.

Euch und Ihnen, euch allen wünsche ich jetzt schon: Frohe Weihnachten? Kommt mal gut rein, in das, was ihr vorhabt. Und ich hoffe, wir sehen uns nächstes Jahr wieder. Danke.